Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

9 (6.1.1900) Badisches Museum, Nr. 2

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 2. — Erscheint zweimal wöchentlich. — 6. Jan. 1900.

Fürstliche „Mesalliancen“.

(Nachdruck verboten).

Die viel besprochene beabsichtigte Verlobung der Erzherzogin Stephanie von Oesterreich, ferner auch die erst jetzt völlig bestätigte Thatsache, daß der kürzlich verstorbene Großfürst-Thronfolger Georg von Rußland mit einer armen russischen „Fürstin“ vermählt gewesen sei, die er in einem kaukasischen Dorfe „entdeckt“ habe, wo sie mit einem Monatsgehalt von 40 Rubel ihren Lebensunterhalt als Telegraphistin verdient habe, diese morganatische Ehe erinnert an andere Ehebündnisse von fürstlichen Personen mit nicht Ebenbürtigen, deren die Geschichte unseres Jahrhunderts eine ganze Reihe aufzuweisen hat. Noch kürzlich fand bei London die Trauung der Prinzessin Marie von Mecklenburg-Strelitz mit dem Grafen Jametel statt — „auch“ eine Mesalliance, wenn auch dieser Lebensbund für erbfolgerechtliche Fragen ohne Bedeutung ist. Anders dagegen, wenn ein regierender Fürst oder ein zur Thronfolge bestimmter Prinz sich mit einer Dame vermählt, die nicht ebenfalls aus fürstlichem Geblüt entstammt; in der Regel muß der Prinz auf die Thronfolge verzichten, abgesehen davon, daß auch die der Ehe entsprossenen Kinder kein Anrecht auf etwaige Erbfolge für sich in Anspruch nehmen dürfen.

„Mesalliancen“ sind in diesem Jahrhundert besonders im regierenden Hause Wittelsbach und bei den Habsburgern zu verzeichnen. Prinz Ludwig von Bayern, der ältere Bruder des berühmten Augenarztes Herzog Karl Theodor in Bayern, verheiratete sich im Jahre 1850 mit einer Schauspielerin Fräulein Mendel, die den Namen einer Gräfin Wallersee erhielt, und ging nach ihrem 1891 erfolgten Tode zum zweitenmal eine Ehe mit einer Bürgerlichen, Fräulein Barth, ein, welcher der Titel einer Gräfin von Bartholf zugesprochen wurde. Der ersten Ehe des Prinzen Ludwig entstammte eine Tochter, die den Grafen Larisch heiratete, von ihm aber geschieden wurde und später ein Ehebündnis mit dem Münchener Opernsänger Brucks einging. Eine Tochter des Herzogs Karl Theodor in Bayern, die Prinzessin Sophie, heiratete den Grafen Törring-Jettenbach, den Sprößling einer alten bayerischen Adelsfamilie, wenn auch nicht aus fürstlichem Geblüt.

Einige Jahre vor dieser Verbindung erregte das Verhältnis der Prinzessin Elisabeth von Bayern, der ältesten Tochter des Prinzen Leopold von Bayern und der Erzherzogin Gisela, ältester Tochter des Kaisers von Oesterreich, zu dem jungen Leutnant Baron von Seefried zu Buttenheim viel Aufsehen. Die Prinzessin entfloh mit dem Baron, und in Genua fand die Trauung statt. Die Ehe der beiden ist nicht glücklich, denn Baron von Seefeld soll seine Gemahlin vernachlässigen.

Noch größer als im Hause Wittelsbach ist die Zahl der Mesalliancen bei den Hasburgern. Im Jahre 1827 wurde die europäische Hofgesellschaft durch die Nachricht von der Hochzeit des Erzherzogs Heinrich von Oesterreich mit Anna Plochl, der Tochter eines Postvorstehers in einem Dorfe der Steiermark überrascht. Die Entstehungsgeschichte dieser Ehe ist hochromantisch. Der Erzherzog kam aus Italien, da seine Gegenwart in Wien befohlen worden war. In Aussee war kein Postillon vorhanden, so daß der Prinz zu Aufenthalt gezwungen gewesen wäre, wenn nicht die Tochter des Postmeisters in der Uniform eines Postillons den Erzherzog an die nächste Station gebracht hätte. Der jugendliche Fürst entdeckte jedoch das Geschlecht seiner Führerin, verliebte sich in sie und machte sie zu seiner Gemahlin. Als solche führte sie den Namen einer Baronin Brandhoff, bis sie im Jahre 1850 vom Kaiser von Oesterreich zur Gräfin von Meran ernannt wurde. Bekannt ist die Ehe der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon I., die später getrennt wurde. Marie Louise heiratete dann den Grafen Neuperg, und die heutigen Fürsten von Montenuovo sind Sprößlinge dieser Ehe. Erzherzog Henry nahm eine Schauspielerin zur Frau und mußte infolge dessen auf seine Stellung in der Armee verzichten und wurde sogar vom Hofe verbannt; auf Intervention der ermordeten Kaiserin Elisabeth vergab jedoch Kaiser Franz Josef seinem Vetter und verlieh der früheren Schauspielerin den Titel einer Baroneß Weideck.

Der Erzherzog Johann Salvator von Toskana verliebte sich in die Sängerin Ludmilla Hubel und heiratete sie trotz des Widerspruchs seiner Verwandtschaft in London. Er verzichtete auf sämtliche Aemter und Würden, und nahm nach einem seiner Schlösser den Namen Johann Orth an.

Außer der Ehe des verstorbenen Großfürsten Georg hat das Haus Romanoff noch mehrere Mesalliancen aufzuweisen, von welchen hier nur eine genannt sei, die durch den mangelnden Mut des Hauptbeteiligten noch verhütet wurde. Die Großfürstin Olga, Lieblingstocher des Zaren Nikolaus I., hatte ein Verhältnis mit dem Leutnant Bariatinsky, und beide hatten schon gemeinsame Flucht beschlossen, als dem Leutnant im letzten Augenblick der Mut mangelte und er dem Zaren alles gestand. Die Großfürstin wurde bald darauf die Gemahlin des verstorbenen Königs Karl von Württemberg, der Leutnant aber wurde so protegiert, daß er schon mit fünfzig Jahren General-Feldmarschall wurde.

Der verstorbene Großherzog Alexander von Hessen und Rhein vermählte sich mit der nicht ebenbürtigen Gräfin Julie v. Hauke, die zur Fürstin von Battenberg gemacht wurde. Dieser Ehe entsprossen vier Söhne und eine Tochter, von welchen Fürst Alexander von Battenberg der bekannteste ist, da er zum Fürsten von Bulgarien erwählt wurde. Als solcher bewarb er sich um die Hand einer preußischen Prinzessin, einer Schwester unseres Kaisers, wurde aber abgewiesen und heiratete später eine Opernsängerin, die den Namen einer Gräfin v. Hartenau annahm. Die Ehe war ungemein glücklich, und man behauptet, das Paar sei das schönste in Europa gewesen. Nach dem frühen Tode des Fürsten Alexander lebt die Gräfin Hartenau in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Schlosse bei Graz.

Auch der italienische Hof hat seine Mesalliancen, die zumteil der neuesten Zeit angehören, über die aber genaue Thatsachen nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Durch die Entmündigung der Prinzessin Luise von Koburg wurde kürzlich die Aufmerksamkeit auf das Haus Koburg und das belgische Königshaus hingelenkt. In beiden fürstlichen Häusern kamen wiederholt Mesalliancen vor, die zumteil einen tragischen Ausgang nahmen, an dieser Stelle sei nur an König Leopold I. von Belgien erinnert, der in erster Ehe mit der Tochter des Königs Georg IV. von England vermählt war und nach deren Tod sich mit der Schauspielerin Charlotte Bauer verheiratete, von der er sich scheiden ließ, als er den belgischen Königsthron bestieg.

Ein zurückgezogenes Leben führen Oskar Karl August, Prinz Bernadotte, zweiter Sohn des Königs Oskar II. von Schweden und Norwegen und seine Gemahlin, frühere Kammerfräulein der schwedischen Kronprinzessin, Namens Ebba Munck, auf ihrer Besitzung Villa Fridham bei Stockholm. Prinz Oskar mußte bei seiner Hochzeit für sich und seine Nachkommen auf alle Anrechte an den schwedischen Thron Verzicht leisten. Durch Großh. Luxemburgische Verleihung erhielt er den Titel Graf von Wisborg. Die fünf Kinder dieser Ehe führen den Titel Grafen und Gräfinnen von Wisborg.

Zum Schluß sei noch auf die Ehe der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein, einer Tante unserer Kaiserin, hingewiesen, die mit dem Kieler Professor Dr. v. Esmarch ein glückliches Leben führt, aber auf alle Standesvorrechte verzichten mußte.

Aus der großen Reihe der sogenannten Masalliancen haben wir die hauptsächlichsten herausgegriffen. Alle zeigen, daß wahre innige Liebe keine Schranken kennt, daß sie aber eingeengt wird durch Traditionen, die heute noch ebenso wie früher maßgebend sind für den Verkehr an den Höfen der europäischen Staaten.

Russische Novelle.

von Anton Tschechow. *)

Nelly ist die junge, hübsche Tochter des Gutsbesitzers und Generals a. D. Chodakowskij. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf eine möglichst baldige Heirat gerichtet und jetzt, in der Neujahrsnacht, sitzt sie vor dem Spiegel und wartet sehnsüchtig auf das Erscheinen ihres Zukünftigen.

Regungslos wie eine Bildsäule, bleich, müde und abgespannt, starrt sie auf die Spiegelfläche; hinter ihrem Rücken befindet sich noch ein anderer Spiegel, und nun scheint es, als ob aus einem endlosen Korridor ein von einer Doppelreihe brennender Kerzen beleuchtetes, liebliches Antlitz ihr entgegenblickt. Von dem langen Hinstarren auf die unbegrenzte Ferne sieht sie schließlich alles wie durch einen grauen Schleier, und dann scheint wieder alles in ein wogendes, brausendes, von Blitzen durchzucktes Meer zu versinken.

Sieht man diese starrblickenden Augen und den halbgeöffneten Mund, so weiß man nicht, ob das Mädchen wacht oder träumt; daß sie aber jetzt etwas Ungewöhnliches zu erblicken scheint, ist unverkennbar. Zauberische, verführerische Augen lächeln ihr entgegen, vom grauen, wogenden Hintergrund heben sich die Umrisse eines Kopfes, eines männlichen, bärtigen Gesichtes ab; — das muß der ihr vom Schicksal Bestimmte, der Gegenstand ihres Sehnens und Hoffens, das Glück ihres Lebens, ihr Schicksal, ihre Zukunft, ihre Existenz sein. Sonst giebt es nichts als Finsternis und Leere für sie, wie auf jenem grauen Hintergrunde. Im Anblick dieser herrlichen, sanft lächelnden Züge versunken, empfindet sie ein süßes Wonnegefühl, ein unbeschreibliches Entzücken. Sie hört seine Stimme, lebt mit ihm unter einem Dache, ihr ganzes bisheriges Dasein erlischt, um sich unauflöslich mit ihm zu vereinigen. Deutlich und in allen Einzelheiten sieht Nelly, wie vor ihren Sinnen die Monate und Jahre dahineilen, wie sich ihre Zukunft gestaltet.

Eine Thräne rinnt aus ihrem Auge; dem Gefühl einer unsäglichen Wonne folgt das Empfinden eines quälenden Schmerzes. Das Mädchen sieht, daß hinter dem lieblichen Blendwerk etwas Ungeheuerliches, ein grausamer Trug lauert. Fünf bis sechs Jahre ziehen vor dem grauen Hintergrunde vorüber. Er, ihr Mann, ist noch immer schön und klug, und sein sanftes Lächeln ist entzückend; sie aber hat sich nun daran gewöhnt. Nur wenn sie ihn zu verlieren fürchten muß, empfindet sie noch das Glück, ihn zu besitzen. Ist er abwesend, so ist sie unglücklich, in seiner Gegenwart fühlt sie sich zwar beruhigt, aber das frühere Wonnegefühl hat sie jetzt nicht mehr. Der graue Hintergrund offenbart ihr, daß die Natur sie frech betrogen habe, daß, selbst wenn er ein Engel oder die Weisheit selber wäre, in ihm doch nicht alles Glück enthalten sei. Die Harmonie des Zweiklangs befriedigt sie nicht mehr, sie begehrt noch etwas anderes, das wahre Leben, das sich von ihr abwendet, sich mit ihrem Zweibund nicht vereinigen will, sondern seine eigenen Wege geht. Sie hat in ihm das ersehnte Ideal nicht gefunden, des Lebens Reiz ist ihr versagt geblieben, sie fühlt nur noch des Lebens Ungemach, Bitterkeit und Bürde.

Ein Bild nach dem andern zieht vor dem grauen Hintergrund an ihr vorüber. Nun sieht sie sich in einer kalten Winternacht, wie sie an das Fenster des Bezirksarztes Stepan Lukitsch pocht. Im Innern des Hauses ist es stockfinster, ringsumher herrscht lautlose Stille, die nur durch das Heulen und Bellen eines alten, heiseren Hundes unterbrochen wird.

„Um des Himmelswillen öffnet! . . . Hilfe, Hilfe!“ stöhnt Nelly. Endlich knarrt die Thür in ihren Angeln und des Doktors Magd erscheint.

„Ist der Arzt daheim!“

„Er schläft —,“ flüstert die Magd, als ob sie ihren Herrn zu erwecken fürchtet. „Er ist soeben erst von der Fahrt zurückgekehrt . . . man soll ihn nicht stören!“

Nelly achtet nicht auf die Worte der Magd; sie stößt sie zur Seite und dringt wie wahnsinnig in die Wohnung. Endlich, nachdem sie mehrere dunkle Zimmer durcheilt hatte, erreicht sie des Doktors Schlafzimmer. Stepan Lukitsch liegt angekleidet auf seinem Bette. Nur den Rock hat er abgeworfen; er ist wach und haucht in die erstarrten Hände. Ein trübglimmendes Nachtlicht verbreitet einen Dämmerschein. Nelly sinkt wortlos auf einen Stuhl und weint. Sie schluchzt bitterlich und ihr ganzer Körper bebt.

„Mein Mann! . . . mein Mann ist krank!“ stöhnt sie endlich. Stepan Lukitsch schweigt; er richtet sich langsam auf, stützt den Kopf auf seine Hand und blickt den Gast mit schlaftrunkenen Augen starr an.

„Mein Mann ist krank!“ ächzte Nelly und sucht ihr Schluchzen zu unterdrücken. „Um Gottes willen, kommen Sie mit mir . . . . schnell, schnell!“

„Oh!“ brummt der Arzt und haucht in die Hände.

„Kommen Sie schnell! Auf der Stelle! Sonst . . . sonst . . . es ist zu fürchterlich! . . .“

Die todesbleiche, angstgequälte Nelly sucht nun atemlos und ihre Thränen zurückdrängend dem Doktor das plötzliche Erkranken ihres Mannes und ihre eigene, unaussprechlich schreckliche Lage begreiflich zu machen. Sie leidet unendlich — der Arzt aber sieht sie starr an, haucht in seine Hände und rührt sich nicht von der Stelle.

„Ich komme morgen zu Ihnen,“ . . . bringt er endlich hervor.

„Unmöglich!“ ruft Nelly vor Angst. „Mein Mann hat den Typhus — ich weiß es . . . Sie müssen sofort mitkommen!“

„Ich bin soeben erst nach Hause zurückgekehrt . . . . war drei Tage im Epidemiebezirk . . . bin todmüde und fühle, daß ich selbst schwer krank bin. Es ist mir absolut unmöglich! . . . Bin selber infiziert — da sehen Sie!“

Er reicht ihr den Maximalthermometer hin.

„Meine Temperatur ist nahe an die 40 Grad . . . ich kann jetzt keinesfalls ausfahren . . . Entschuldigen Sie mich . . . ich muß mich wieder hinlegen.“ Er sinkt auf sein Kissen zurück.

„Aber ich flehe Sie an, Doktor!“ stöhnt Nelly verzweiflungsvoll. „Ich beschwöre Sie . . . helfen Sie mir um Gottes willen! Nehmen Sie sich zusammen und fahren Sie mit mir . . . Ich zahle, was Sie verlangen, Doktor!“

„Mein Gott! Sie sehen doch, daß ich nicht kann!“

Nelly springt auf und schreitet in höchster Aufregung im Zimmer umher. Sie will dem Arzt erklären, ihm begreiflich machen . . . Wüßte er nur, wie teuer ihr der Gatte ist, was es für ein Unglück wäre . . . er würde gewiß alle Ermüdung, seine eigene Krankheit vergessen . . . Aber sie findet keine Worte.

„Fahren Sie zum Kreisarzt!“ flüstert der Doktor.

„Unmöglich! Er wohnt 25 Werst weit von hier und die Zeit drängt. Auch sind die Pferde nicht mehr imstande, den Weg zu machen. Von uns aus bis hierher sind vierzig Werst! Nein, unmöglich! kommen Sie, Stepan Lukitsch; erbarmen Sie sich meiner!“

„Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen! Ich liege selbst in Fieberhitze . . . Mein Kopf glüht! . . . Begreifen Sie denn das nicht! Ich kann nicht! Verlassen Sie mich! . . .“

„Sie müssen mit mir kommen! Sie dürfen es mir nicht abschlagen! Das wäre Egoismus! Der Arzt muß sich für seinen Nächsten aufopfern und Sie . . . Sie weigern sich! Ich werde Sie verklagen! . . .“

Nelly fühlt, daß sie den Arzt beleidigt, daß sie unverantwortlich handelt, aber um ihren Mann zu retten, ist sie zu allem fähig. Was sind ihr Logik, Taktgefühl, Mitleid! Als Antwort auf ihre Drohungen ergreift der Doktor ein Glas Wasser und trinkt es gierig aus.

Wie eine Bettlerin beginnt nun Nelly ihn abermals anzuflehen, sie appelliert an sein Mitleid. Endlich giebt der Doktor nach. Er erhebt sich langsam, reckt und streckt sich und sieht sich nach seinem Rock um.

„Hier ist Ihr Rock!“ ruft Nelly und hilft ihm beim Ankleiden . . . „So . . . nun kommen Sie, fahren wir! Ich werde Sie bezahlen . . . werde Ihnen ewig dankbar sein!“

Aber, welch' eine Pein! Kaum hatte der Arzt den Rock angezogen, da sank er wieder auf sein Bett zurück. Nelly mußte ihn aufrichten und in's Vorzimmer schleppen. Dort währte es wieder lange, bis er mit ihrer Hilfe Pelz und Ueberschuhe angezogen hatte. Schließlich konnte er die Mütze nicht finden. Endlich saßen beide im Wagen. Finsternis verhüllte die Erde . . . man sah die Hand nicht vor den Augen. Der Wind brauste ihnen eiskalt entgegen. Der Wagen konnte auf den unebenen, gefrorenen Landwegen nur langsam vorwärts kommen. Der Kutscher mußte öfters absteigen, um den Weg zu finden. Nelly und der Arzt saßen schweigend da, sie fühlten weder die Kälte, noch die Stöße des Wagens.

„So treibe doch die Pferde an! Schnell vorwärts!“ ruft Nelly dem Kutscher zu.

Endlich, gegen fünf Uhr morgens, kommen die zu Tode abgehetzten Pferde an den Hof. Dort ist der Ziehbrunnen, hier die Ställe und Scheunen . . .

Nelly ist daheim.

„Warten Sie ein wenig, Doktor, ich gehe voraus,“ sagt sie und läßt den Arzt im Gastzimmer aufs Sopha niedersitzen. „Erwärmen Sie sich, ich will nachsehen, was er macht.“

Von ihrem Manne zurückkehrend, findet sie den Doktor auf dem Sopha liegend. Er lallt unverständliche Worte.

„Bitte kommen Sie, Doktor . . . Doktor!“

„Was? . . . Fragen Sie die Magd . . .“

„Um Gottes willen . . . was ist mit Ihnen?“

„In der Sitzung sagten sie . . . Wlassow meinte . . . Wer ist da? . . . Was ist los? . . .“

Nelly sieht zu ihrem Schrecken, daß der Doktor ebenso wie ihr Mann, fiebert.

Was soll sie nun thun?

„Zum Kreisarzt!“ entschied sie.

Die Fahrt geht nun wieder in die finstere Nacht hinaus, abermals über die gefrorene, holperige Landstraße dem eiskalten Sturmwind entgegen. Sie leidet an Seele und Leib, und die unbarmherzige Natur hat mit ihr weder Mitleid, noch gönnt sie

*) Aus der Novellensammlung: Sbornik. Russische Geschichten und Satyren von Wilhelm Henckel. (Verlag von Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung) in Berlin). 8 Bände, à 1.50 M.

ihr täuschende Illusionen. Nein, nein, tausendmal lieber ewig eine alte Jungfer bleiben, als noch einmal eine solche Nacht durchleben! . . .

Ein ander Bild.

Nelly sieht nun auf dem grauen Hintergrunde, wie ihr Mann mit Geldsorgen kämpft. Er soll für die Schulden, die auf ihrem Gute lasten, Zinsen bezahlen. Beide zermartern in schlaflosen Nächten ihr Hirn, um einen Ausweg zu finden, um dem Gerichtsvollzieher zu entgehen.

Jetzt sieht sie ihre Kinder . . . Sie ist in steter Angst vor Scharlach, Diphtherie und anderen todbringenden Krankheiten. Jedesmal, wenn sie sich von den Kindern trennen muß, fühlt sie Qualen, sogar vor den Schulzeugnissen ängstigt sie sich. Bei der geringsten Erkältung fürchtet sie, daß eines von den Kleinen sterben könnte.

Auf dem grauen Hintergrunde erblickt sie nun den Tod. Sie ist darauf vorbereitet, Es ist ja begreiflich, daß von den Gatten eines zuerst sterben und das Ueberlebende die grauenvolle Prozedur der Beerdigung des Heimgegangenen durchmachen muß. Nelly sieht im Geiste ihren Mann sterben. Dies fürchterliche Ereignis zieht mit allen qualvollen Einzelheiten an ihren Augen vorüber. Den Sarg, die brennenden Kerzen, die Geistlichkeit, sogar das Kommen des Sargmachers — nichts wird ihr erspart.

„Wozu das alles? Was hat es für einen Sinn?“ fragt sie und blickt verständnislos dem toten Gatten ins Antlitz.

Ihr ganzes vorhergegangenes, eheliches Leben scheint ihr nun wie eine sinnlose Tragikomödie, wie ein unnützes Vorwort zu dem Schlußakt des Todes.

Plötzlich hört sie ein Geräusch. Es ist etwas auf den Boden gefallen. Sie schrickt zusammen, springt auf und öffnet die Augen. Ein Spiegel liegt zu ihren Füßen, der andere steht noch aufrecht vor ihr. Sie blickt hinein und sieht ihr bleiches, verweintes Antlitz. Der graue Hintergrund ist verschwunden.

„Was für ein grauenhafter Traum!“ denkt sie und atmet tief und erleichtert auf.

Sie begiebt sich zur Ruhe. Das eifrige Sinnen und Trachten nach dem erhofften Eheglück ist ihr gründlich vergangen.

Theater und Musik.

Mme. Réjane vor dem deutschen Kaiserpaare. Frau Réjane erzählt auf einem ihrer vom „Figaro“ veröffentlichten Tagebuchblätter über ihre Vorstellung vor dem deutschen Kaiserpaare folgendes: „Um sieben Uhr geht der Vorhang auf. Ich sagte mir . . . . Nein, ich sagte mir gar zuviel . . . Notieren wir nur, was ich gesehen habe . . . Zuerst sah ich nichts. Der Saal war dunkel, wie es in den deutschen Theatern Mode ist. Ich ahnte nun den Kaiser, von seinem Hofe umgeben, in der ganz dunklen Mittelloge und neben ihm den französischen Botschafter, den verehrungswürdigen und reizenden Marquis de Noailles, einen der Unseren. Und das gab mir etwas Sicherheit. Nach dem ersten Akte ruft man mich wieder und immer wieder hervor. Der Saal wird hell. Und bei jedem Wiedererscheinen auf der Bühne kann ich mit meinen guten Augen sehen, wie der Kaiser das Zeichen zu den Beifallsbezeugungen giebt . . . Am Ende des dritten Aktes kam ein Kammerherr zu mir und fragte mich, ob ich Ihre Majestäten vor meiner Abfahrt begrüßen wolle und auf mein etwas verwirrt gestammeltes „Ja“ geht er weg. Der Vorhang fällt nach dem vierten Akte, die Hervorrufe werden immer stürmischer und ich sehe den Kaiser mitten in seiner Loge stehen und kräftig applaudieren. Der Kammerherr von vorhin erscheint wieder, reicht mir den Arm und führt mich fort. Ich glaubte, ein Stockwerk emporsteigen und um die eine Hälfte der Balkonlogen herumgehen zu müssen. Aber mein Kavalier bleibt plötzlich im Erdgeschosse, nahe bei der Bühne stehen und führt mich in eine Art Salon, wo sich bereits eine Dame mit fast weißen Haaren befindet, die außerordentlich vornehm aussieht und mich wie jemanden begrüßt, der erwartet wird. Es war die Kaiserin. Sie war allein. Erst etwas überrascht, wie man sein muß, wenn man eine gewisse Ceremonie erwartet hat und ganz etwas anderes findet, begriff ich doch schnell die feine liebenswürdige Aufmerksamkeit dieses Vorgehens. Man hatte mir nicht nur diesen Aufstieg und diesen Spaziergang durch die Wandelgänge hindurch nach einer langen und ermüdenden Vorstellung ersparen wollen, sondern man hat auch geglaubt, indem man mich zuerst einer Frau, mag sie auch Kaiserin sein, gegenüberzustellen geruhte, das erste Zusammentreffen mit einem so verwirrenden Manne, wie es der deutsche Kaiser für eine Französin sein muß, abzumildern. Ich fand das sehr „chic“, sehr französisch. Und ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich sehr gerührt fühlte. Fünf Minuten verstreichen, während deren ich unzählige Liebenswürdigkeiten zu hören bekomme. Ich höre sie entzückt an und denke: „Jetzt kommt er!“ Aber ich sage mir: „Schließlich hat er ja nicht den Krieg geführt“ und tausend ähnliche Dinge, als der Kaiser von Uniformen umgeben im Säbelrasseln plötzlich auf der Schwelle des kleinen Salons erscheint. Die Kaiserin wies mich an ihn mit den Worten: „Da ist der Kaiser, der besser als ich die Freude zum Ausdruck bringen kann, die wir heute abend empfunden haben.“ Er ist in eine dunkle und sehr diskret gehaltene Uniform gekleidet. Er sieht genau so aus, wie auf den Photographien. Er trat an mich heran und ließ sich in einem selten reinen Französisch über die Schönheit der Kostüme, über den Geist und die Feinheit des Stückes und über die unausgesetzt elastisch emporschnellende Handlung aus. „Herr Sardou ist in der That ein äußerst geschickter Bühnendichter!“ sagte er. — Als er von dem intimen Napoleon sprach, den Sardou aus der historischen herausdestilliert hat, erlaubte ich mir die Bemerkung: „Dieser Napoleon in Pantoffeln hat unsern Sardou verführt und das Publikum sehr belustigt, denn wir wissen, er ist groß genug, daß es uns gestattet ist, ihn etwas zu verkleinern.“ — „Ich liebte das Stück bereits sehr, als ich es in deutscher Sprache aufführen sah,“ erwiderte der Kaiser galant, „aber ich würdige und kenne es erst seit heute abend recht!“ Indem er mir eine glückliche Reise wünschte, fügte er hinzu: „Ich danke Ihnen für die ausgezeichneten Lektionen, die Sie unseren deutschen Künstlern gegeben haben. Ich gestattete mir das Vergnügen, den Statisten, die das Theater gestellt hat, ein berechtigtes Lob zu spenden, und sagte: „Majestät, ich habe heute abend meine Kameraden darauf aufmerksam gemacht, mit welcher Disziplin und welcher Intelligenz die Statisten in den Rahmen der Darstellung verschmolzen.“ Diese Bemerkung schien dem Kaiser zu gefallen. „Dann müssen Sie mir danken,“ sagte er, „denn ich hatte Befehl gegeben, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bliebe . . .“ Er fügte dann noch einmal höflich hinzu: „Glückliche Reise!“ und entfernte sich mit seiner Umgebung, nachdem er dem Marquis de Noailles gesagt hatte: „Ihnen kommt das Vergnügen zu, Madame heimzugeleiten.“

Verschiedenes.

* **Das Normalmaß in der Pferdebahn.** Im „Wiener Fremdenblatt“ lesen wir: Der neue Pferdebahntarif ist mit dem Neujahrstage in Geltung getreten. Er brachte u. a. eine Neuheit, die viel Heiterkeit erregte: Die Kindermessung im Pferdebahnwagen. Kinder unter 1,3 m Größe zahlen nämlich nach dem neuen Satz für alle Fahrten, sowohl an Werk- wie Feiertagen bloß zehn Heller. Zu diesem Zwecke ist an der Eingangsthüre ein Messingplättchen angebracht, welches das Durchschnittsmaß von 1,3 m bezeichnet. Sowie ein jugendlicher Fahrgast den Wagen betritt, wird er vom Schaffner unter das Maß gestellt; ist er klein gewachsen, braucht er bloß die halbe Gebühr zu entrichten, sowie er aber das Durchschnittsmaß überschreitet, wird er den Großen beigezählt. Es kam hierbei gestern, am ersten Tage des neuen Tarifs, zu recht drolligen Scenen. Die kleinen Fahrgäste wollten sich zu dieser Abmessung ihres Wuchses nicht alle bequemen; einzelne erhoben sogar dagegen Einspruch und mußten für die komische Neuerung erst durch gütliches Zureden gewonnen werden. Auf der Ringstraße stieg sogar ein Knirps lieber aus, ehe er sich unter das Pferdebahnmaß stellte.

C.K. **Eine neue Sehenswürdigkeit von London** ist, wie von dort berichtet wird, soeben von geladenen Gästen besichtigt worden und wird am 6. Januar eröffnet. Es ist das von Moß erbaute „London Hippodrom“, das London mit einer neuen Form des Variétés beglücken soll, in dem gleichzeitig Cirkus, Hippodrom und Theatervorstellungen vereinigt sind. Allein das Gebäude ist, ganz abgesehen von den gebotenen Vergnügungen, sehenswert. Die ersten Besucher glaubten sich in ein Wunderland versetzt. Merkwürdig war gleich der erste Eindruck. Die Diener sind wie Marineoffiziere gekleidet, und der große Salon ist wie ein Schiffssalon eingerichtet, mit den Oberlichtfenstern, den Ausrüstungsgegenständen aus Messing und — den Luken, die einen Ausblick auf die See gestatten. Ein Parterre gab es im Hippodrom zunächst nicht. Wenn man in einem der Kreise der Privatlogen stand, sah man die Sperrsitze, dann eine große runde Fläche, deren Bestimmung nicht sofort zu erkennen war, und jenseits eine große Bühne. Es ist ein wundervolles Haus, charakterisiert durch fließende Linien, ungewöhnliche Formen, reiche Tapezierarbeit, italienischen Marmor und flämische Renaissance-Dekoration. Die Leute starrten verwundert auf die große runde Fläche, auf der noch die Zimmerleute arbeiteten. Dann reinigten sie diese von den Spänen, der Fußboden senkte sich langsam und ließ die mit glasierten Ziegeln versehene Wand eines Parterre von 230 Fuß im Umkreis sehen. Durch acht kleine Spalten, die im Fußboden geöffnet worden waren, konnte man Wasser hervorschimmern sehen, und bald traten Messingröhren durch jene Oeffnungen hervor und sandten mächtige Wasserstrahlen fast bis ans Dach. Zauberhaftes Licht fiel auf diese Fontänen, dazu spielte die Musik. Das Ganze blieb geheimnisvoll, bis das Ohr dem Auge zu Hilfe kam. Der Architekt und die Vertreter anderer beteiligter Firmen gaben ihre Erklärungen. Das große, runde Becken faßt 100 000 Gallonen Wasser und ist aus stählernem Kesselblech gebaut. In den Seiten und auf dem Grunde des Beckens sind glasierte Löcher, durch die Licht in das Wasser geworfen werden kann. Auf jeder Seite des Prosceniums befindet sich ein Eingang zur Arena und wenn dieselbe mit Wasser gefüllt ist, steht dieses so hoch, daß Boote darauf fahren können. Wenn der Boden über das Wasser gehoben wird, was durch hydraulische Maschinen in einer Minute geschieht, kann die Bühne bis zu derselben Höhe herabgelassen werden, sodaß man eine große Arena hat. So ist die große runde Fläche entweder ein Cirkus oder ein Wasserbecken oder eine Erweiterung der Bühne. Eine andere Verwandlung zeigt sie als Käfig. Ein Druck auf einen Knopf und um den Kreis erhebt sich ein hohes Gitter von großer Stärke, daß jedem Löwen widersteht. Das Orchester befindet sich inmitten des großen Kreises auf einer besonderen Galerie; der Schall wird durch besondere Vorrichtungen verstärkt. Das Dach ist beweglich, und unter der Kuppel ist eine viereckige Galerie angebracht, von der die Schneestürme u. s. w. geleitet werden. Die Beschreibung der Heiz- und Lüftungsvorrichtungen liest sich wie eine Seite aus Jules Verne. Wenn die Luft durch

das Dach eingetreten ist, geht sie durch einen Apparat, der Staubteilchen und Nebeldämpfe entfernt und erforderlichenfalls die Luft auch desinfiziert. Dann tritt die Luft in einen ungeheuren Raum zwischen den Tragbalken des Daches und wird durch einen mächtigen Wedel in den Zuschauerraum befördert.

⚘ **Das Hängen als öffentliche Lustbarkeit.** Ein Londoner Blatt schreibt: In der „guten, alten Zeit" gehörte das Hängen zu den größten Belustigungen des englischen Volkes. Sogar heute noch werden in Frankreich die Hinrichtungen öffentlich vorgenommen und erweisen sich stets als ein sehr anziehendes Schauspiel. Sheriff Wattron aus Navajo County, Arizona, blieb es jedoch vorbehalten, das Hängen zu einer fröhlichen, geselligen Amtsverrichtung zu machen, zu der die Honoratioren der Nachbarschaft herzlichst eingeladen wurden. Dieser allermodernste Sheriff hat einem erwählten Kreise von Freunden und Bekannten auf gutem Kartonpapier gedruckte Einladungskarten zugehen lassen, und bittet um ihre Anwesenheit bei einer Hinrichtung, die auf dem Gefängnishof in Holbrook zu einem genau bezeichneten Termin stattfinden soll. Der Wortlaut dieses außergewöhnlichen Dokuments lautet folgendermaßen:

Holbrook, Arizona, 2. Dez. 1899.

Herrn . . . . ,

Sie werden hierdurch frundlichste eingeladen, dem Aufhängen des

Mörders George Smiley

beizuwohnen. Seine Seele wird sich am 8. Dezember 1899 um 2 Uhr nachmittags präcise in die Ewigkeit schwingen.

Die letzten verbesserten Methoden in der Kunst wissenschaftlichen Erdrosselns kommen zur Anwendung, und alles mögliche wird gethan werden, damit die Umgebung heiter und die Hinrichtung erfolgreich ist.

F. J. Wattron,
Sheriff von Navajo County.

Mehrere Hundert Personen außerhalb Arizonas haben solche Einladungen zur Hinrichtung bekommen, darunter auch Sheriffs und höhere Polizeibeamte aus Texas, Neu-Mexiko und Colorado. Ebenso sind viele hervorragende Politiker ausgezeichnet worden. Es wird berichtet, daß Sheriff Wattron auf die Form der Einladungen stolz ist und sich auch nicht im geringsten dadurch stören läßt, daß mehrere Zeitungen und Geistliche in Arizona sein Vorgehen streng kritisiert haben. Auf ihre Behauptungen, daß es der Einladung an Taktgefühl und Würde fehlt, und daß die Majestät des Gesetzes dadurch verächtlich gemacht würde, erwiderte er nur: „Ach, Unsinn! Die Leute sind nicht modern!"

≅ **Weihnachtsspeisung von 24 000 Hungrigen.** Am Weihnachtstage sind in New-York von der Heilsarmee über 24 000 Arme gespeist worden. Damit hat die Heilsarmee, wie ihr Kommandeur Booth-Tucker sagt, den „Rekord gebrochen." So großartig diese Leistung in der That ist, so zeigt sie andrerseits den kolossalen Umfang der Armut und des Elends in New-York. Viele Tausende von Armen wurden außerdem von den verschiedenen Wohlthätigkeitsgesellschaften zu Weihnachten gespeist, und das traurigste ist, daß eine Armee von Hungrigen, die nach Schätzung der Polizei 3500 Köpfe zählte, hungrig von dannen gehen mußte, weil der Vorrat der Heilsarmee erschöpft war. Die Heilsarmee hatte sich die Speisung von 20 000 Personen vorgenommen und die nötigen Gaben dazu in systematischer Weise zusammengebracht. Zunächst galt es außerdem, die bedürftigen Familien festzustellen. Man fand deren 3199. Jede derselben erhielt ein Billet, welches zu dem Empfang einer für fünf Personen berechneten „ungekochten Weihnachtsmahlzeit" berechtigte. Der Verteilungsplatz war der Madison Square Garden. Um 11 Uhr vormittags fanden sich die 3200 Billetinhaber, meistens Frauen und Kinder, ein, und so vortrefflich war die Ordnung, daß bis 1 Uhr Jedes seinen Korb, enthaltend einen Puter oder eine Ente oder Gans nebst Kartoffeln, Gemüse in Büchsen, Kuchen, Obst und Plumpudding empfangen hatte. Abends fand dann in der riesigen Halle des Madison Square Garden das „warme Diner" statt, zu welchem die Heilsarmee 4000 Hungrige ohne Ansehen der Person eingeladen hatte. Die Halle war festlich geschmückt. Die Galerien waren mit Zuschauern gefüllt, welche für den Genuß des Schauspiels, als welches sie diese Massenspeisung von Elenden und Verkommenen ansahen, ein Eintrittsgeld an die Heilsarmee zu bezahlen hatten. Nach deutschem Gefühl war dieses Sichweiden von Tausenden satter reicher Damen und Herren an der Fütterung von Tausenden von hungrigen Verlumpten etwas unsäglich Widerliches. Die Tische boten Raum für 2200 Gäste der Heilsarmee. Als die Thüren geöffnet wurden, stürmte mehr als die doppelte Zahl in den Saal. Es dauerte eine Stunde, ehe die ersten 2200 gespeist hatten. Die Mahlzeit bestand aus Braten verschiedener Art, Gemüse, Plumpudding, Kuchen, Obst und Kaffee, alles auf gedeckter Tafel in sauberem Geschirr serviert. Dann ließ sich der zweite Teil der Gäste an der neu gedeckten Tafel nieder und beendete um 6 Uhr das Mahl. Es gelang dann noch, gegen 300 Hungrigen etwas zu verabfolgen, aber den 3500, die noch draußen an der Thür standen, wurde die traurige Botschaft, daß nichts mehr übrig sei. Die Soldaten der Heilsarmee liefen die Häuser und Hotels in der Nachbarschaft ab, um noch Eßwaren zu erhalten, doch ihr Erfolg war so gering, daß die Thüren der Halle geschlossen werden mußten. — Auch in anderen Städten wurden die Armen von der Heilsarmee zu Weihnachten gespeist, aber in New-York giebt es mehr Elend, als in allen anderen amerikanischen Städten zusammengenommen.

⚜ **General Lawton**, welcher kürzlich im Kampfe gegen die Philippiner fiel, galt als der beste Offizier der amerikanischen Truppen auf den Philippinen. Er wurde das Opfer seines übertriebenen persönlichen Mutes. Ohnehin von ungewöhnlich hoher Statur, war es seine Gewohnheit, stets an der Spitze seiner Truppe zu kämpfen, was ihn zur Zielscheibe der feindlichen Schützen machte. Dabei pflegte er sich auch durch seine Kleidung auszuzeichnen. An seinem Todestage trug er einen weißen Tropenhelm und einen hellgrauen Regenmantel, in welchem Aufzug er die Front seiner kleinen Truppe abschritt. Seine Offiziere baten ihn, sich an eine geschützte Stelle zu begeben, da verschiedene dicht bei ihm einschlagende Kugeln zeigten, daß die Philippiner ihn auf's Korn genommen hatten. Er lachte darüber, um dann plötzlich durch's Herz geschossen tot zu Boden zu sinken. Lawton war Soldat mit Leib und Seele. Er zeichnete sich schon im Bürgerkriege als blutjunger Freiwilliger so durch Tapferkeit aus, daß er im Alter von 19 Jahren den Rang eines Obersten erhielt. Nach dem Bürgerkriege trat er in die reguläre Armee als Leutnant ein und wurde 1879 Kapitän. Berühmt wurde er erst 1886, als es ihm nach unsäglichen Mühen gelungen war, den Apachenhäuptling Geronimo zum Gefangenen zu machen und damit den Krieg mit den Apachen für immer zu beenden. Beim Ausbruch des spanischen Krieges ging er als Brigade-General der Freiwilligen-Armee unter General Shafter nach Cuba. Der unter seiner Führung unternommene Sturm auf die Höhen von El Caney führte zur Kapitulation von Santiago. Anfang 1899 wurde er nach den Philippinen kommandiert, wo er an den schlimmsten Gefechten teilnahm und sich so auszeichnete, daß seine Beförderung zum Brigade-General der regulären Armee beschlossen wurde.

* **Ueber Pestwitterung** sprach Balduin Latham in der Dezembersitzung der Londoner Meteorologischen Gesellschaft. Wie die Verbreitung der Epidemien überhaupt an gewisse Witterungsbedingungen geknüpft ist, so ist dies bei der Pest noch in besonderem Grade der Fall. Die Beulenpest wird bekanntlich durch einen besonderen Organismus von fast unermeßbarer Kleinheit verursacht, dessen Größe so gering ist, daß 250 Millionen dieser Mikroben auf der Fläche eines Quadratzolles Platz finden. Die Verbreitung der Pest wird in hohem Maße unterstützt durch die Ausdünstungen aus verunreinigtem und wasserdurchtränktem Boden. Der Vortragende ließ verschiedene Bilder von den früheren europäischen Pestepidemien vorüberziehen, besonders von der großen Pest in London im Jahre 1665, bei der in einer einzigen Septemberwoche 7165 Menschen an der Seuche starben. Die Pest ist zweifellos eine rechte Krankheit der Armen und ergreift in den meisten Fällen die Leute, die sich nicht genügend zu ernähren vermögen und die in ihren Wohnungsverhältnissen am schlechtesten gestellt sind. Die Witterungsbedingungen, die der Ausbreitung der Pest Vorschub leisten, sind ganz die nämlichen, wie sie auch der Entstehung der Malaria zu Grunde liegen. Daß der Erdboden selbst einen weittragenden Einfluß auf die Ausbreitung der Krankheit besitzt, hat sich bei allen Epidemien in der Thatsache gezeigt, daß die im Erdgeschossen wohnenden Leute in weit größerem Maße davon ergriffen wurden als die, die in höheren Stockwerken der Häuser wohnen. Die Entstehung des Pesthauches ist auf dieselben Umstände zurückzuführen, wie die Entstehung der Verdunstung über Wasser- oder Landflächen, und der Pesthauch besteht vorzugsweise aus Wasserdampf, der die gesundheitsgefährlichen Bestandteile des Bodens mit sich emporführt. An dem Colaba-Observatorium in Bombay werden regelmäßige Beobachtungen über die Bodentemperatur angestellt, und es wäre eine interessante Aufgabe für die Meteorologen, die Ergebnisse dieser Beobachtungen mit der Zahl der Todesfälle während der letzten Pestepidemien in Bombay zu vergleichen. Latham ist dabei zu dem Schluß gekommen, daß eine Temperaturerhöhung der untersten Luftschichten über die Temperatur des Erdbodens hinaus die Pest zum Stillstand bringt, während eine starke Abkühlung der Ansteckung umgekehrt förderlich ist. Diese Thatsache läßt sich auch zwanglos erklären. Wenn die Temperatur der unteren Luftschichten über die Temperatur des Bodens hinaussteigt, so wird der sogenannte Thaupunkt, d. h. der Punkt der Temperatur, bei dem sich der Wasserdampf zu verdichten vermag, soweit erhöht, daß aus dem Boden keine Dünste aufzusteigen vermögen. Die Richtigkeit dieser wissenschaftlichen Behauptung ist während der Epidemien in Bombay durchaus bestätigt worden, indem nach einer Zeit von erhöhter Luftwärme die Erkrankungen an der Pest stets abgenommen haben. Wenn aber ein plötzlicher Fall der Temperatur eingetreten ist, so hat sich die Pest von neuem ausgebreitet, denn mit dem Sinken der Temperatur tritt auch ein Sinken des Thaupunktes ein, d. h. die Verdunstung aus dem Erdboden findet leichter statt und führt so zur Befreiung des auf der Erdoberfläche ruhenden Pestbacillus.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.